

fen Worten ging sie fort mit dem frohen Bewußtsein, Otto über die neuen Unannehmlichkeiten, die ihm seine Verlobung zuzog, nicht im Zweifel gelassen zu haben.

Die böse Saat war auf fruchtbaren Boden gefallen.

Als Magelone verschwunden war, sagte Otto noch fester als bisher:

„Sie nimmt es leicht, aber ich muß dir gestehen, daß ich außer mir bin. Meine Stellung war so schon unerträglich.“ Dann machte er in langen, heftigen Bescherden seinem Unmuth gegen die Gesellschaft Luft, und schloß mit den heftigen Worten: „Dich geht das natürlich gar nichts an — du fühlst dich wie immer darüber erhaben...“

Johanna stand auf.

„Du irrst“, antwortete sie leise, ohne ihn anzusehen. „Alles, was du mir sagst, geht mir tief zu Herzen und überzeugt mich...“ — sie stierte einen Augenblick — „überzeugt mich, daß ich dich unglücklich mache. Das ertrage ich nicht...“ Sie konnte nicht weiter sprechen, ihre Thränen stießen und sie wendete sich hastig ab, um zu gehen. Aber nun sprang Otto auf und hielt sie zurück.

„Verzeih mir! Verzeih mir!“ rief er einmal über das andere, schloß sie in die Arme, küßte ihre Hände, ihre Lippen, ihre Augen, zog sie an seine Seite auf die nächste Bank, überschüttete sie mit Liebesversicherungen und machte sich die bittersten Bittwörter über sein Benehmen.

„Sei großherzig wie immer!“ bat er; „geh nicht mit mir in's Gericht. Ich weiß es, ich bin ein krasser Egoist; wenn mir etwas widerfährt, denke ich nur an mich selbst, fühle nur mein eigenes Unbehagen, bin rücksichtslos, lieblos, wie versteinert in Muth und Grimm. Alle besseren Kräfte meiner Seele erlahmen — ich glaube, daß ich in solchen Momenten beinahe ein schlechter Mensch genannt werden muß! Aber verlaß mich darum nicht — ich beschwöre dich! Wenn es etwas gibt, das mich von mir selbst erlösen kann, so ist es deine Liebe.“

Scheinbar war es Otto Ernst mit diesen Selbstanklagen; dabei fand er aber in der Darstellung seiner Herzlosigkeit einen gewissen pikanten Reiz; wiederholte er auch, daß er niemals unüberwindlicher war, als wenn er sich selbst anklagte, sein Gegenüber mit den schönen Augen stehend ansah und in warmen Herzensworten bat, ihm zu vergeben. Auch auf Johanna übte er diese oft erprobte Macht. Die eigene Herzensströmung überwindend, empfand sie nur noch, wie er sich quälte, und bot Alles auf, damit er sich selbst wieder in günstigerem Lichte sah. Bei wüthiger Ueberlegung erschien es ihr sogar natürlich, daß Otto zuerst die äußerlichen Folgen der Wiederverheiratung Helenen's in's Auge gefaßt hatte, und sie beschuldigte sich selbst einer übertriebenen Empfindlichkeit. Aber auch Otto war großmüthig, verzieh die Schmerzen, die er — bereitet hatte, und so war der Friede geschlossen.

Sehr erstaunt über das Einverständnis der Beiden war Magelone, als sie Abends mit ihnen zusammentraf. Nach dem, was sie vor wenigen Stunden gesehen, hatte sie etwas Anderes erwartet — aber Johanna hatte nun einmal das unerhörteste Glück von der Welt. Otto, der allgemein als leichtsinnig bekannt war, wurde plötzlich so lächerlich pflichttreu, daß er sich in die aufgewungene Braut verliebte, eine andere Frau kaum noch beachtete, und sich — dem sprichwörtlich gewordenen Stolz der Dönningshausen zum Trost — die jämmerlichste Verwandtschaft gefallen ließ. Wo nur der Zauber lag, den Johanna auf ihn ausübte? — Geradezu törrisch erschien es Magelone, wenn sie bemerkte, wie Otto's Augen Johanna verfolgten, wie er ihr immer wieder die Hände küßte, jede Gelegenheit aufsuchte, mit ihr allein zu sein, und sich selbst im Familienkreise erlaubte, mit ihr zu flüstern. Wäre nur eine Seele in Dönningshausen gewesen, die darüber gelacht hätte! Aber Tante Thelma sah mit Rührung, der Freiherr mit stolzer Zufriedenheit auf die Beiden, die er das schönste Paar nannte, das Dönningshausen seit Menschengedenken gesehen. Und dazu tordete die Tage so rauh und regnerisch, die Abende so lang, die Familienzusammenkünfte so unaussprechlich. — Und immer sah Johanna da, mit den unerschämten glücklichen Augen; und jeden Abend kam Otto dazu — es war kaum zu ertragen!

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Schule.

„Was ist das für eine elende Schrift? Warum sind da nur Schattenstriche?“

„Ihrt schön, Herr Lehrer — bei der großen Hitze! Ich halt ein halbes Schattchen gar so wohl!“

Did's Glück.

Novelle von Grant Allen. Uebersetzt von Edward Höpfer.

Mit Did Henley's Farm in Manitoba ging es stetig schlecht. Seitdem er sich verheiratet und im fernem Westen von Canada auf die Landwirtschaft geworfen hatte, schien ihn ein ausgeprochenes Unglück mit unbarmherziger Grausamkeit zu verfolgen. Alles ging ihm quer. Did arbeitete mit aller Kraft, aber seine Energie vermochte kein Unglück und seinen Mangel an Erfahrung nicht aufzuwiegen.

Das Schlimmste von Allem war, daß Bertha, seine Frau, während der langen kalten Wintermonate krank darnieder lag. Sie war eine zarte, etwas verweichlichte englische Dame. Did hatte am liebsten die Farm verkauft; aber es fand sich kein Käufer. So wäre er denn ganz verzweifelt, hätte er nicht seine kleine Tochter Daisie und seinen jungen Bruder Archie gehabt. Daisie war ein entzückendes Kind von kräftiger Gesundheit und Archie der munterste, lebhafteste und hülfereichste Kamerad, den man sich wünschen konnte.

Das Hofhaus, worin sie wohnten, lag von allen anderen Wohnungen weit entfernt; bis zur nächsten Stadt waren es mehrere Meilen. Es war mitten auf einer großen, ganz flachen und waldlosen Ebene errichtet. Weit herum erstreckten sich nach allen Seiten Wiesen und Kornfelder. Bei harter Dürre geschah es zuweilen, daß die ganze Ebene in Flammen gerieth, so daß Gras und Getreide total abbrannten; — am nächsten Morgen war von der Herbstente nur noch eine schwarzgebrannte Wüste übrig. Und hier lebten sie nun ganz mutterseelen allein. Bisweilen glückte es ihnen, einen Arbeiter oder ein Dienstmädchen aus der nächsten Stadt zu bekommen, aber die Leute wurden immer wieder des einsamen Lebens hier draußen bald überdrüssig.

Nun kam ein Jahr warmer und trockener Sommer, und Did ging es noch schlechter als vorher. Beim Beginn des Herbstes erkrankte Bertha an Fieber; und da sie gerade wieder einmal ein Dienstmädchen verlassen hatte, so hatte Did genug damit zu thun, für seine Frau zu sorgen.

Allmähig ging es ihr endlich besser, und an einem sonnenwarmen Augustmorgen konnte sie sich von ihrem Krankenlager erheben und sich auf das Sofa am Fenster setzen, von dem sie über die Ebene hinaus blicken konnte. Kleines Daisie lag an ihrer Seite; und obwohl Bertha noch schwach und matt war, wurde sie doch beim Anblick der Natur so neubelibt und hoffnungsvoll, daß Did beinahe die Empfindung bekam, als müsse die lang ersehnte Wendung in ihrem Geschick nun endlich eintreten.

Er ritt daher frohen Sinnes nach einem entlegenen Kornfeld, das er lange nicht hatte besuchen können. Alles fand er in besser Ordnung; und zufällig fand er einen Nachbar, mit dem er sich in ein langes Gespräch einließ. Er erzählte von ihm, daß die Aussichten für das Land sich schnell besserten und die Bodenpreise stiegen, und so sah Did die frohe Hoffnung vor sich, seine Farm verkaufen und Bertha in ihre Heimath, in ein ihr besseres zugehöriges Klima zurückzuführen zu können. Mit frischem Muth ritt er über die Prairie heim.

Pfötzlich ergriff ihn ein namenloser Schrecken. Wie weit er auch seinen Blick wandte — er konnte sein Haus nicht sehen! Das Dorffeuer, das in jener Gegend vor jedem Hause brennt, um die Mücken und Mosquitos zu verschrecken, — das Dorffeuer brannte noch, aber vom Hause selbst war nicht die Spur zu erblicken. Es war wie von der Erde verschluckt.

Des Mannes Herz trampfte sich vor Schreck und Verzweiflung zusammen; er verstand nur zu gut, was geschehen war, das Haus war in seiner Abwesenheit bis auf den Grund abgebrannt. Aber Bertha! Und Daisie! Er erbeute. Wenn sie nicht Archie gerettet hatte... Aber, mein Gott, er hatte ja gleich nach Did's Entfernung nach Gwala fahren wollen...

Mit einem wilden Schrei der Verzweiflung spornete der unglückliche Mann sein Pferd und hemmte seinen wahnwichtigen Ritt nicht eher, als bis er zu der rauchenden Asche des niedergebrannten Hauses gekommen war.

Nun sah er sofort, wie es zugegangen war. Der Eisenrost, in dem das Dorffeuer brannte, war umgefallen, der Hund mochte ihn umgeworfen haben. Durch das dürre Gras pflanzte sich das Feuer mit Windeseile fort, und das trockene Holz des Hauses brannte ja wie Zucker! In weniger als einer Stunde mußte Alles vorüber gewesen sein, — und Bertha und Daisie hatten sich früher nicht retten können, Bertha war ja noch so schwach, und Daisie —

Zitternd vor Schmerz sprang Did vom Pferde, setzte sich auf den Boden und verbarg sein Gesicht in den Händen. Er war ein Klein-Daisie's Abschiedsworte denken:

„Tommy gleich wieder und 'piel mit 'aisie!'...“

Zehn Minuten nachdem Did fortgeritten war, schickte sich Archie an, wegzufahren, und in seinem freudlichen munteren Tone rief er Bertha, die am Fenster sah, zu:

„Kommt mit, Bertha, etwas frische Luft wird Dir gut thun. Ich fahre zum Posthaus in Gwala, — fahr' mit mir.“

„Ach, ich habe ja keine Kraft, und der Wagen schüttelt so entsetzlich.“

„Ach was“, versetzte Archie, „ich lege eine Matratze und ein paar Kissen in den Wagen und trage Dich hinein; da hast Du's ja ganz bequem.“

„Ja, ja!“ rief Daisie und klatschte in die Hände. „Mama, 'aisie fahren! 'aisie fahren!“

Das entschied. Einige Minuten später war Bertha, in eine große Büffelhaut gewickelt, in halb liegender Stellung im Wagen untergebracht, Daisie sah auf einem Kissen an ihrer Seite, und alle Drei fuhren los, plauderten und lachten.

„Wo ist Jollo?“ rief Daisie.

„Kommt noch“, erwiderte Archie und rief dem Hunde: „Rollo, Rollo!“

Der Hund sprang auf diesen Ruf von seinem Plage in der Sonne auf und folgte dem Wagen in großen Sprüngen. Niemand bemerkte, daß er dabei den Dorfrost umgeworfen hatte, so daß die glühende Masse daraus in das trockene Gras fiel.

Für Bertha war diese Fahrt in der frischen Luft ein großes Vergnügen, und Daisie jubelte und erschöpfte so noch die frohe Stimmung ihrer Mutter. Und wie sie in's Posthaus kamen, fanden sie Briefe mit guten Nachrichten. Ein paar Aktien, die Bertha geerbt hatte, waren so stark gestiegen, daß sie vielleicht nach England zurückkehren konnten.

Schnell fuhren sie heim, da Bertha vor Ungeduld brennte, Did die gute Nachricht mitzutheilen. Er war ja in der letzten Zeit von dem ihn verfolgenden Unglück so niedergedrückt gewesen.

Aber Did sah unbeweglich auf der Erde neben dem rauchenden Aschenhaufen seines Heims, überwältigt und vernichtet von Verzweiflung über Bertha's und Daisie's schreckliches Geschick. Lange sah er unbeweglich, außer Stumme, zu denken oder zu handeln. Endlich erhob er sich, entschlossen, sich Gewißheit über das Schreckliche zu schaffen, und begann mit einer Gade, die in seiner Nähe lag, in der warmen Asche nach den verkohlten Resten seines Kindes und seiner Frau zu suchen.

Aber das Feuer hatte seine Arbeit gründlich gethan. Nur die Eisentheile der Bettstellen hatten ihre Formen bewahrt, alles Uebrige war Asche und Kohle.

Da erfaßte ihn eine wilde Rücksichtslosigkeit und ein heftiger Drang, sich selbst das Leben zu nehmen. Während er so in dem Aschenhaufen herumwühlte, kam ihm der Gedanke: da ja diese Asche Alles enthielt, was von Bertha und Daisie übrig war, so wollte er an derselben Stelle, wo sie gestorben waren, ein Grab graben, die Asche hineinwerfen und sich dann über den Resten seiner Lieben erschließen.

Und mit einem wahnwichtigen Eifer begann er sofort, diese Idee auszuführen. Er grub und grub — es war das Einzige, was seinen Schmerz lindern konnte. Er vermochte nicht zu weinen oder laut zu klagen; er grub und grub. Die Asche und der Rauch blendeten ihn; aber er grub weiter; er mußte ja fertig sein, ehe Archie zurückkehrte. Er kam tiefer in feste, flebrige Erde. Der Spaten stieß auf kleine gelbe Lehmklumpen, die wie Steine aussahen. Halb blind von Asche und Rauch hieb er auf sie ein und warf sie hinaus.

Pfötzlich hörte er von fern einen Wagen. Archie kam offenbar. Er durfte keine Zeit mehr verlieren. Archie würde sicher versuchen, ihn an der That zu hindern.

Er zog seinen Revolver und setzte ihn an die Schläfe. Einen Augenblick noch zögerte er und bat Gott um Verzeihung. Dann brückte er los...

Aber der Revolver versagte. Mit einem Ruf der Erbitterung brachte er die Waffe in Ordnung. Dann setzte er den Revolver wieder an die Schläfe...

Aber während seine Finger den Drücker suchten, hörte er von fern rasch sich nähernden Wagen eine Kinderstimme. Ein's Kindes verwunderter Ruf. Daisie! Daisie also war wenigstens gerettet! Um ihretwillen mußte er leben.

Er trat aus der Grube heraus und sah sich um. Aber seine Augen waren

noch erblindet, und er konnte die Personen nicht unterscheiden.

Da — mit einem wilden Ausdruck jubelnder Dankbarkeit hörte er eine zweite Stimme, die er nie wieder zu hören geglaubt hatte. Außer sich vor Freude stürzte er dem Wagen entgegen. Die Antommenden gerieten in einen heftigen Schrecken, als eine schmutzige, mit Asche besetzte Gestalt auf sie losstürzte. Aber dann erfolgte das Wiedersehen! Did lachte und schrie, tangte mit Daisie rund herum, schloß Bertha in seine Arme und weinte.

Endlich wurde er ruhiger, und man erklärte sich gegenseitig den Zusammenhang; nur seine Selbstmordpläne verschwieg Did. Und in überquellender Dankbarkeit küßten sich Mann und Frau, — heimathlos, ohne Dach über ihrem Haupte, mitten in der Prairie. Der praktische Archie schlug vor, man sollte für's Erste bei einem Nachbar Bach für die Nacht suchen, und so wollten sie eben Bertha in den Wagen heben, als diese rief:

„Sieh Acht auf Daisie, Did! Was treibt sie da im Schmutz?“

Did drehte sich um und sah, daß Daisie einen von den runden Lehmklumpen zu verschlucken versuchte, die er aufgeworfen hatte. Nicht einmal wollte er an das Grab treten, aus dessen Dunkel er durch ein Wunder gerettet war, und so bat er Archie, das Kind zu holen.

Archie nahm ihr den Klumpen weg. Er sah ihn an.

„Aber Did, was in aller Welt ist denn das?“ Er prüfte den Klumpen und brückte den Nagel darauf. „Das ist weich wie Mehl und gelb wie —“

Pföhllich brach er in ein triumphirendes Gelächter aus.

Beunruhigt blickte Did auf ihn; er fürchtete, daß die Ereignisse dieses Tages Archie seines Verstandes beraubt hätten. Aber Archie schwang jubelnd die gelbe Kugel in der Luft und rief:

„Did, Did, das Glück ist gekommen! Endlich ist das Glück gekommen! Das ist Gold — Gold!“

Auf diese Weise wurde das erste reiche Goldlager in Manitoba entdeckt.

Ohne jede Sehenswürdigkeit.

Eine wahre Geschichte von Rudolph Ketty.

Ein junger Bildhauer war es, der da, sein Kängel auf dem Rücken, um 7 Uhr Abends die Straße entlang zog. Zeit blieb er stehen und betrachtete kundigen Auges das Heiligenbildstück, einen Christus, der ihm dadurch auffiel, daß er nicht, wie die andern 50 bis 60 im Laufe der letzten Tage gesehenen, nach der linken, nach der Bundesseite den Leidenstopp herniederstente, sondern nach der rechten.

Und wie er so dastand, den Hut zog und im Stillen den Erloser und die Kunst grüßte, fing es an zu regnen. Zu regnen, wie es im Hochgebirge selbst nach heißen Tagen oft zu thun pflegt, eindringlich und schneidend kalt. Er hatte noch zwei starke Stunden zu marschieren, bis er an den Ort gelangte, den er sich als Reiseziel bezeichnet; aber jetzt wäre er doch lieber recht bald unter Dach gewesen — und da vor ihm links die Straße hinunter, sah er durch die Regenwand auch rothe und weiße Flecken und etwas spitz in die Höhe ragendes — eine Kirche — wie mochte der Ort heißen?

Er schlug sein Reisebuch auf, hielt es gegen den Regen geschützt, unter das Wetterdach des Geländes und las:

„... ein Ort ohne jede Sehenswürdigkeit.“

Das war nicht sehr tröstlich, aber morgen bedurfte er eines Ruhetages — also hin!

Eine Viertelstunde bergab und er war dort.

Ein kleines Bergnest, eine einzige, ziemlich lange Straße, rechts und links davon kleine Hütten an die Felsen geklebt, wie zum Aufpfänden; eine „Post“, die „alte Post“, und ein „silbernes Köffel“; kein Kloster, keine Berggrube, wirklich ohne jede Sehenswürdigkeit, nur hübsch wild gelegen.

Im „silbernen Köffel“ quartierte er sich ein; dort qualmte der Schornstein am mächtigsten, dort meinte er seine Kleider am besten trocknen, seinen inneren Menschen am besten bewirthen zu können.

Das geschah denn auch und nach einer Stunde sah er äußerlich trocken, innen wohlthätig angefeuchtet, in der Gaststube und plauschte mit Wirth und Wirthin.

Aber auch sie wußten ihm nichts zu sagen, was die Wahl gerade dieses Ortes zu einem auch nur eintägigen Aufenthalt rechtfertigte.

Die kleine Kirche war weder ein Wallfahrtsziel, noch barg sie ein irgend bemerkenswerthes Bild, und daß die Wirthin behauptete, sie selbst sei berühmter weit und breit, weil sie die besten

— und nun folgte die unaussprechliche Bezeichnung für eine Mehlspeise — machte, wollte doch nichts sagen. Jede Köchin hat ein Gericht, das nur eben sie anfertigen kann.

Und der Wirth meinte schmunzelnd, bei seinem Kollegen drüben in der „alten Post“ sei eine Merkwürdigkeit; er habe das kräftigste Wasser — warum? „Es ist Wein d'rin!“ Aber das war ein schlechter Witz und vielleicht gar vom Neid diktiert.

Als der Fremde am andern Morgen erwachte, regnete es nur noch leise. Männer und Weiber mit bunten Schirmen gingen vorüber zur Kirche; es war ein Feiertag — er ging ihnen nach.

Vor dem Gotteshaufe waren zwei leichtgezimmerte Buden aufgeschlagen. In der einen verkaufte ein alter Mann Schürzen und buntbesetzte Hals- und Saatkücher. In der andern wurden Cigarrenspitzen, Spielzeug, Rosenkränze und Heilige feilgeboten und vor dem bunten Kram sah er eine Anzahl Burschen, die Pfeife im Munde, die Hände auf dem Rücken, und Alle blickten in die Bude, aufdringlich wie die Fliegen in einer Fuhrmannschente.

Und als er näher trat, machte er es ebenso, denn da drinnen hantirte ein Geschöpfchen, wie er es seit langem, ja eigentlich noch gar nicht gesehen hatte.

Wenn man nun schäldert, sei es doch so ausschließlich und mit Aufgebot noch so vieler Bewörter, daß das weibliche Wesen dunkelblonde, um den Kopf gelegte Zöpfe, ein fast blaßes Gesichtchen mit rosigem Anhauch auf den Wangen und zwei prächtige Augen besaß, daß ihr über dem Nieder gefältes Hemdchen zarte runde Formen zeigte, namentlich wenn sie sich vornüber beugte, um mit den bis zum Ellbogen nackten Armen ihre Waaren zu ordnen — so läßt sich daraus doch nur schwer der Eindruck entnehmen, den das Gange machte. Und doch verscheute dieser Anblick nicht einmal die Frömmigkeit auch der älteren Männer, denn unablässig standen diese vor den Heiligenbildchen und konnten sich mit den Jungen nicht satt sehen an der Herrlichkeit in der Bude.

Ja, was wollte der Verfasser des Reisehandbuchs denn eigentlich? Ohne jede Sehenswürdigkeit? Klöster, Wasserfälle, Tropfsteinhöhlen u. s. w. waren in mehr oder minder sehenswerther Gestalt überall zu finden, aber eine Gestalt wie diese und solche Augen und solch wundliche Anmuth in allen Bewegungen nur hier — in L.

Endlich lockte aber die Glocke auch den letzten der Beschauer in die Kirche und er blieb allein draußen, und da die Anderen alle gegafft hatten, ohne zu laufen, war er kein unangenehmer Kunde, denn er kaupte, ohne zu gaffen, d. h. ohne die emporstehenden Gegenstände erst lange auf Bedürfnis oder Preiswürdigkeit zu prüfen. Alles durcheinander, Rosenkranz, Cigarrenspitze, „zum Durchgucken“, Bilderrahmen und Schupstabsdosen.

Und dabei kamen sie ins Plaudern. Von dem Holz, aus dem die Dose geschmitten war, aus dem Baum und den Wald, in welchem er wuchs, und von diesem zu dem größeren Marktsteden, aus welchem das hübsche Kind stammte.

Sie war erst einige Wochen hier, zur Hilfe bei ihrer stöckigen Großtante, die den Krämschen nicht mehr vorstehen konnte, und nun bat er den geschmähten Verfasser um Entschuldigung; das Reisehandbuch war zwei Jahre alt.

Dann freilich!

Und aus Allem, was er da hörte, merkte er, daß das Mädchen nicht allein hübsch und klug, sondern auch treuherzig war, so daß er, als die Kirche aus, schon auf dem Heimweg sich befand, um das liebe Kind nur ja nicht ins Gerede zu bringen.

Aber alle Heiligen, die dort zu kaufen, hatten ihn nicht davor beschützen können, sich sterblich in das reizende Geschöpf zu verlieben. Und nun blieb er drei Wochen, bis er nach Hause mußte.

Und nach einem Jahre?

Da war der junge Künstler in seiner Wertstatt zu München fleißiger als je. Wenn aber ein dunkelblonder Frauenkopf zur Thür herüberblickte und ihn zu Tische lud, dann legte er Raschel und Feile hin und schloß den frischen Mund mit einem Kuß und folgte ihr — feiner Frau.

L. aber ist nach wie vor ein Ort ohne Sehenswürdigkeit.

Ein Augenblick.

Homoreste von Freiherrn von Schlicht.

„Ich möchte wohl einmal wissen, wo du ich mit Dir verheiratet bin,“ sprach meine Frau neulich zu mir; „den ganzen Vormittag über bist Du im Gespräch, nach dem Frühstück liest Du Deine Zeitung, wobei Dich mit Ausnahme des Geldpostboten Niemand bei

Todesstrafe stören darf; dann kommt ein kurzer Schlummer, dann abermals ein Gang in's Geschäft, und wenn Du endlich zum Abendbrod heimkehrst, bist Du zu hungrig, um zu sprechen, zu müde, um zu essen, Du hast dann nur Interesse für Deine Chaiselongue, die Du gleich darauf mit Beschlag belegst, um sie erst wieder zu verlassen, wenn von der nahe gelegenen Kaserne die ersten Töne des Japsenstreichs erklingen. Wo sind die Zeiten geblieben, da Du mir Abends vorlasest, wo die Nachmittage, an denen Du mit mir spazieren gingst? Säge ich nicht immer den Trauring an meiner Hand, ich wüßte manchmal wirklich nicht, ob ich verheiratet bin oder nicht!“

„Laf Deine Klage, Raffandra!“ gab ich zurück, und fügte Dich mit Würde in das Unvermeidliche! Es ist so, wie Du sagst, — aber daß es so ist, ist nicht meine Schuld, sondern die jener unglücklichen Zeit, in der wir leben. Am liebsten wäre ich als Samoaner auf die Welt gekommen, sähe den ganzen Tag am Strand, plätscherte mit den Füßen im Wasser und ließ mich, Hand in Hand mit Dir, von der Sonne beschienen. Leider bin ich aber einige Meilen von jenem Eiland geboren, und so muß ich jenes Leben führen, in dem das Wort „Geld“ die Hauptrolle spielt, und das infolge dessen unsern Sterblichen keine Ruhe läßt. Trotzdem aber will ich versuchen, mich zu bessern und Dir meine Gesellschaft etwas mehr als in der letzten Zeit widmen, — glaube mir, auch ich habe es oft schmerzlich empfunden, Dich so selten zu sehen.“

Trotz dieses meines Vorsatzes blieb es dennoch eine geraume Weile so, wie es gewesen war.

Vor drei Tagen aber war ein köstlicher Frühlingstag; der Regen, der die letzte Woche fast unaufhörlich gefallen war, hatte sich endlich davon überzeugt, daß alle Regentonnen überlassen. So kam es, daß ich bei Tisch die Absicht äußerte, am Nachmittag zu Gasse zu bleiben und mich ganz zur Verfügung meiner Frau zu stellen.

Mit einem Freudenstreich wurde dieser Entschluß begrüßt.

„Und wie schön es sich trifft, daß Du gerade heute Zeit hast!“ sprach meine Gobieterin. „Auch ich habe in der Wollschaff nichts Besonderes zu thun, da wollen wir einen ordentlichen Spaziergang zusammen machen. Ach, wie lange ist es her, daß ich mit Dir ausgegangen bin!“

Eine Stunde später verließen wir unser Haus und schlenderten Arm in Arm durch eine herrliche Lindenallee, die von unserer Wohnung zur Stadt führt. Wir plauderten von vergangenen Tagen, von der Zeit, da wir als Brautpaar täglich zusammen spazieren gegangen waren und uns vorgenommen hatten, auch nach unserer Verheiratung täglich, wenn auch nur für eine Viertelstunde, gemeinsam zu gehen. Die Zeit der ersten Liebe stieg vor uns wieder auf, als wir so, Arm in Arm, Hand in Hand, einherstritten, und wir erneuerten unser Gelübniß, von nun an wieder jeden Tag einen gemeinsamen kurzen Spaziergang zu unternehmen; „denn“, so sagte meine Frau, „zehn Minuten, einen kurzen Augenblick wirst Du bei richtiger Zeiteintheilung täglich übrig haben.“

Und ich stimmte ihr bei.

Wir hatten die Stadt erreicht, begrüßten die vielen Bekannten, die gleich uns zu dieser Zeit lustwanderten, sahen in die Schaufenster und sprachen über die ausgelegten Gegenstände. Dreimal waren wir die Hauptstraße schon auf und ab gegangen, als ich zu meiner Frau sagte: „Mir fällt soeben ein, daß ich dem Papierhändler noch die letzte Lieferung schulde — ich kann die Kleinigkeit ja gleich bezahlen, — willst Du so lange warten?“

Meine Frau stimmte mir bei, fügte aber nach kurzem Besinnen hinzu: „Weißt Du, ich könnte die Gelegenheit benutzen, rasch bei meiner Schneiderin vorzusprechen, sie wohnt Deinem Lieferanten ja schräg gegenüber, ich will ihr nur bestellen, daß sie lieber morgen Nachmittag statt um Morgen, wie wir verabredet haben, zur Anprobe kommt, dann brauche ich heute Abend das Mädchen nicht erst wieder zur Stadt zu schicken.“

Sie konnte ihren Entschluß nur billigen, und so trennten wir uns für einen Augenblick. Ich ging zur Rechten — meine Frau zur Linken — obgleich man in der Ehe ja sonst für gewöhnlich anders geht.

Ich betrat den Laden, erklärte den Zined meines Kommens und legte ein Zwanzig-Markstück auf den Tisch des Kaufes nieder.

„Ja, wenn ich nur wechseln könnte!“ klang es von der anderen Seite des Ladentisches zurück; „viernmal habe ich heute Mittag schon wechseln müssen, einmal sogar einen Hundertmarktschein, und was hat der glückliche Besizer dafür bei mir getauft? Ein Freimarte.“

Ich trat aus der Grube heraus und sah sich um. Aber seine Augen waren